



„Nein, das hat schon geholfen.“¹

Nutzen und Herausforderungen von Praxisforschung für Jugendwohlfahrts-Praxis und -Forschung

Text: DSA Mag.^a Christina Lienhart, Mag. Leo Auer

¹ Zitat aus dem Interview mit Paul (Name geändert), 19 Jahre

Die Botschaft des Titelzitates ist nicht ganz eindeutig und legt somit implizite Spannungen und Widersprüche nahe. Das Verhältnis zwischen Jugendwohlfahrtspraxis und Jugendwohlfahrtsforschung ist häufig ähnlich gestrickt. Dabei müssten die beiden doch ein „eingespieltes Doppel“ sein, gibt es doch essentiell Verbindendes: Beide setzen sich – unmittelbar und mittelbar – zum Ziel, Lebenslagen und Entwicklungsbedingungen von sozial benachteiligten Minderjährigen und deren Herkunftssystemen zu verbessern. Ausgehend von Fragestellungen der Praxis soll Praxisforschung der Reflexion der Jugendwohlfahrtspraxis dienen, zu ihrer nachhaltigen Entwicklung und zum wissenschaftlichen Diskurs beitragen. Sowohl Praxisforschung als auch Jugendwohlfahrtspraxis wollen möglichst viel nützen und möglichst wenig schaden und ihre Mittel dort und so einsetzen, wo und wie sie am wirkungsvollsten sind. (Wolf, 2006) Neben diesen Gemeinsamkeiten gibt es aber auch zahlreiche relevante Unterschiede der Systeme „Forschung“ und „Praxis“. Wo die entsprechenden Herausforderungen von Praxisforschungsprojekten liegen und welche Möglichkeiten sie eröffnen, soll im Artikel anhand eines qualitativen Evaluationsforschungsprojektes skizziert werden – entsprechend der Vorstellung von Praxisforschung als Koproduktion (Hofer/Lienhart, 2011) verfasst von der Forscherin und dem Einrichtungsleiter.

1. Wie kommt die Praxis zur Forschung und umgekehrt?

Das ist eine nicht unberechtigte Frage, erlebt man doch häufig gegenseitige

Vorurteile wie „TheoretikerInnen, die von der Praxis keine Ahnung haben“ oder „ignorante PraktikerInnen“. Im konkreten Beispiel ging der Impuls von der Praxis aus: „Schülerwohnen Graz“ (SWG) ist eine koedukative sozialpädagogisch-therapeutische Wohngemeinschaft von SOS-Kinderdorf Steiermark. Primäres Ziel ist die Rückführung ins Herkunftssystem, aber auch der Verbleib in der WG ist möglich. Vor einem systemischen Hintergrund wird in der SWG das Auftreten von Problemen oder Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern als eine angemessene Reaktion auf das bestehende Familiensystem bzw. seine Interaktionen verstanden. Demensprechend wichtig ist die Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem, was grundsätzlich nicht wirklich innovativ ist. Doch auch wenn die Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem im Rahmen von voller Erziehung eine „alte [...] Anforderung“ ist, so wäre sie laut Moos/Schmutz „bisher nur in Ansätzen eingelöst“ (2010, S. 305). Um dieser Anforderung – gerade beim Ziel „Rückführung“ – annähernd gerecht zu werden, arbeitet die SWG seit 2005 mit einem Konzept, das in Kooperation mit den Jugendämtern Graz und Graz-Umgebung entstand.

Dieses beinhaltet entsprechende Schwerpunktsetzungen, Personalressourcen, aber auch multiprofessionelle Kooperationsbeziehungen. Diesbezüglich werden SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen, PsychotherapeutInnen als KooperationspartnerInnen mit Wissen um deren Rollen und Vorgehensweisen beschrieben. Ein Spezifikum ist die verordnete, familientherapeutische Begleitung des Herkunftssystems

in der Einrichtung. Innere Zustände sind nicht instruierbar und so ist dieses Modell der verordneten Therapie ein Zugangs- und kein Vorgangmodell. Die SWG bezieht sich dabei auch auf die Ansätze von Marie-Luise Conen und deren motivationalen Kunstgriff, ihr Angebot mit „Wie kann ich Ihnen helfen, mich wieder loszuwerden?“ (Conen/Cecchin, 2009) zu umschreiben. Das Konzept wird als theoretisch unterlegter und lernender Leitfaden verstanden. Für Weiterentwicklung braucht es Anhaltspunkte, gleichzeitig gibt es zu diesem – noch – wenig üblichen Angebot wenig Erfahrungswissen. Das „Erfahrungswissen aus der eigenen Praxis“ ist häufig interpretierte Wirklichkeit durch die Brille der eigenen Annahmen und Erwartungen. Deshalb bewegte die SWG die Frage, wo die Vorteile oder Nachteile, Möglichkeiten und Grenzen aus der Sicht der AdressatInnen liegen.

Diese Überlegungen bildeten den Hintergrund der Anfrage beim Sozialpädagogischen Institut (SPI) für eine „Evaluation des Konzeptes“. Das SPI ist die wissenschaftliche Abteilung von SOS-Kinderdorf mit den Schwerpunkten Praxisforschung und Umfeldanalysen. Hat eine große Organisation selbst eine Forschungsabteilung, erleichtert das den Zugang zu Forschung und auch umgekehrt. Die Frage nach wissenschaftlicher Unabhängigkeit in derartigen Konstellationen drängt sich jedoch auf. Das SPI definiert sein Verhältnis zur Praxis in einer „kritischen Loyalität“ und ist den Qualitätskriterien von Forschung verpflichtet. Bei eigenen Forschungsprojekten arbeitet das SPI auch mit SOS-externen ForscherInnen zusammen, im konkreten Fall mit Arno Heimgartner

(Universität Graz) als externen Reflexionspartner und Begleiter. Zur „Brille der PraktikerInnen“ stellt das SPI mit Forschungsergebnissen „andere“ Lesarten sozialer Wirklichkeit. Praxisforschung stellt weniger Handlungs- als vielmehr Reflexionswissen bereit. Der Nutzen für die Praxis liegt darin, dass Forschung mit diesem Reflexionswissen „eine Basis für eine *angemessene* – d. h. vor allem eine dem Einzelfall angemessene – sozialpädagogische Praxis bereitstellen kann“ (Schrödter/Ziegler, 2007, S. 43). Gleichzeitig sollen die Ergebnisse in den wissenschaftlichen Diskurs eingeschrieben werden.

Ziel der SWG war es, mit bestärkenden und irritierenden Ergebnissen eine empirische Fundierung zur Reflexion und Weiterentwicklung der Arbeit zu erhalten. Was sollte verändert oder verbessert werden, was hat sich bewährt? Wohin sollte in der Weiterentwicklung die Aufmerksamkeit gelenkt werden? Denn die Energie folgt der Aufmerksamkeit. Ein nicht unerwünschter Ertrag des Forschungsprojektes wäre es, wenn die Ergebnisse der Positionierung gegenüber AuftraggeberInnen und ArbeitgeberInnen nützen. Trotz mancher Erwartungen hat die Praxis allerdings häufig nur diffuse Bilder darüber, was Praxisforschung leisten kann, was nicht und was es dazu braucht. Das galt auch für die SWG und damit waren durchaus ambivalente Überlegungen verbunden, ob man ein derartiges Forschungsprojekt beauftragen sollte. Auf der einen Seite bieten sich fundierte Weiterentwicklung- und Reputationsmöglichkeiten. Auf der anderen Seite setzt man sich „in ein Glashaus“, hat auf Ergebnisse keine Einflussmöglichkeit und weiß nicht, was diese für Folgen nach sich ziehen. Diese Ambivalenzen entsprechen einer Realität von Praxisforschung: Diese bewegt sich in einem Spannungsfeld mit unterschiedlichen Machtkonstellationen – beispielsweise zwischen den konkreten Einrichtungen und den übergeordneten, finanzierenden Stellen mit deren Ergebnisverwertungslogiken – und es geht somit nicht nur um „hehren Erkenntnisgewinn“.

2. ... und wie kommen beide Seiten zur „Innenperspektive“ der Subjekte“?

Evaluationsforschungsprojekte, wie das der SWG, wollen die „Wirksamkeit“ von Angeboten bestimmen. Damit gerät ein Feld in den Blick, in dem Interventionen in Beziehung zu individuellen, familiären, institutionellen, sozialen, kulturellen, geschlechtsspezifischen, gesellschaftlichen etc. Einflüssen wirken. Positive wie negative Wirkungen werden oft nicht sofort, sondern erst in einer längeren biographischen Perspektive sichtbar. (Wolf, 2007) Auf Grund dieser vielfältigen Einflussfaktoren lassen sich grundsätzlich keine unmittelbaren, linearen Wirkungen oder gar „Patentrezepte“ rekonstruieren. Bei der Einschätzung von „Erfolg“ oder „Misserfolg“ in der Elternarbeit sollte beispielsweise der Indikator „Rückführung“ allein besser keiner für den „Erfolg“ sein. Vielmehr gilt es, die konkreten Besonderheiten von situativen Kontexten zu berücksichtigen. Eine Rückführung kann – je nach individueller Situation – Ergebnis gelungener oder misslungener Interventionen sein. Sieht man sich diese individuellen Konstellationen nicht an, sondern wertet nur die quantitativen Daten, kann es zu einem nicht geringen Anteil an Fehleinschätzungen kommen. Hingegen ein zentraler Aspekt ist die Frage, inwieweit es gelingt, die Eltern-Kind-Beziehung weiter zu entwickeln. (Schrödter/Ziegler, 2007, S. 10f) Um aber bei aller Komplexität die „Wirksamkeit“ adäquat bestimmen zu können, müssen vor allem Kinder und deren Familien miteinbezogen werden, denn sie bringen letztlich die Veränderungen hervor. (Oelerich/Schaarschuch, 2006, S. 186) Ihre Sichtweisen und Erfahrungen eröffnen einen zentralen Zugang für praxisorientierte Forschung. „[Soziale Arbeit] benötigt für ihr fachliches Handeln Wissen aus der „Innenperspektive“ der Subjekte – über deren Selbstsichten, über Ressourcen und Schwierigkeiten zur Bewältigung und über die subjektiven Aneignungsprozesse angebotener Hilfen.“ (Bitzan et al., 2006, S. 7) Qualitative Forschung mit ihrem grundsätzlichen Kennzeichen der AkteurInnen- bzw. Subjektorientierung bietet sich dementsprechend an.

Die Ausführungen von AdressatInnen ermöglichen plausible Hinweise zu Ressourcen und Belastungen, wirkmächtige Faktoren und nichtintendierte Nebenwirkungen sowie Ableitungen von zentralen Aspekten für günstige Betreuungsverläufe.

3. Herausforderungen und Voraussetzungen gelingender Praxisforschung

Wie im konkreten Fall ist es besonders hilfreich, wenn – im Vertrauen auf die eigene Arbeit – der Impuls zu einem Forschungsprojekt von der Einrichtung ausgeht. Vertrauen ist auch im Verhältnis zu PraxisforscherInnen zentral. Um sich als Einrichtung „ins Glashaus“ zu setzen oder um als Forscherin Zugang zur Praxis zu bekommen, braucht es eine vertrauensvolle und wertschätzende Kooperationsbeziehung. Diese gilt es von Beginn an zu etablieren. In der ersten Phase von der Anfrage über die Auftragerstellung bis zur Konkretisierung der Forschungsfrage geht es um die Klärung von Erwartungen und Befürchtungen, Fragen und Zielen. ForscherInnen obliegt es, hinsichtlich der Möglichkeiten und Grenzen sowie des Aufwandes mit offenen Karten zu spielen. Es liegt in der Natur der Sache, dass mit PraktikerInnen und ForscherInnen unterschiedliche Vorstellungen, Logiken, Interessen und Ziele aufeinander treffen. Diesbezügliche Unterschiede zeigen sich auch zwischen unterschiedlichen Hierarchieebenen und damit verbundenen Rollen in der Einrichtung und der Organisation. Gelingt eine Verständigung, bei der praxisrelevante und realisierbare Ziele gemeinsam von ForscherInnen, Leitungskräften und MitarbeiterInnen festgelegt werden, begünstigt das die Anschlussfähigkeit der Ergebnisse. (Hofer/Lienhart, 2011) Zudem gilt die gemeinsame Zielfestlegung auch als eine der zentralen Herangehensweisen, um bei MitarbeiterInnen Evaluationsängste zu reduzieren. (Kobi/Riedi, 2004, S. 8) Dafür braucht es Zeit, Personalressourcen sowie Diskussionsmöglichkeiten. Manche Fragen müssen zu diesem Zeitpunkt auf Grund des Charakters von Forschung allerdings offen bleiben – umso wichtiger ist es, Kommunikationsvereinbarungen für

den Forschungsprozess zu treffen.

Zeit, Ressourcen und Verständigungsprozesse stellen das Verhältnis von Jugendwohlfahrts-Praxis und -Forschung vor laufende Herausforderungen. Zum einen sehen die Zeitdimensionen von Praxis und Forschung unterschiedlich aus und Ressourcen sind bei beiden knapp. Praxis erwartet sich die Beantwortung einer Frage in einem überschaubaren Rahmen. Ansonsten könnten Ergebnisse nutzlos sein, weil die Frage in der konkreten Einrichtung vielleicht nicht mehr aktuell ist. „Überschaubar“ gilt es aber gemeinsam zu definieren. In Bezug auf die Forschungsfrage bedeutet der Verständigungsprozess eine notwendige Reduktion der Komplexität. Gleichzeitig darf diese Reduktion nicht zu einer einseitigen Fokussierung oder unzulässigen Verengung der Perspektiven führen. Wolf empfiehlt angesichts der Herausforderungen von wirkungsorientierter Forschung, unter Herstellung theoretischer wie empirischer Bezüge jene Faktoren in den Blick zu nehmen, „die sich in wissenschaftlichen Untersuchungen als wirksam erwiesen haben“ (Wolf, 2006, S. 300). Zudem schlägt er vor, sich auf jene Faktoren zu konzentrieren, die im Einflussbereich der PraktikerInnen und somit beeinflussbar sind. (Wolf, 2006, S. 300) Bei aller Grundorientierung auf den Bedarf der Praxis hin hat die Praxisforschung auch eigenständige Fragen zu stellen und eigene Standpunkte zu vertreten. (Dickopf/Pies, 2004) Die SWG beispielsweise wollte ursprünglich nur etwas über ihre Formen der Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem und das Zugangsmodell der angeordneten Familientherapie wissen, weil das eben das Besondere war. Fremdunterbringung ist aber ein gravierender Bruch in der Biographie mit vielfältigen Einflussfaktoren und Wechselwirkungen. Dementsprechend wäre es aus der Perspektive der Forscherin fraglich gewesen, inwieweit plausible Ableitungen zur Arbeit der SWG zu treffen wären, wenn „nur“ ein – zweifelsohne wichtiger – Begleitprozess zum Fremdunterbringungsprozess im Fokus wäre. Die übergeordnete Forschungsfrage lautete letztlich: „Wie erleben Familien die Arbeit der SWG im Kooperationsmodell „Sozialpädagogik – Familientherapie –

(Jugendamts)Sozialarbeit“ und welche wirkmächtigen Faktoren lassen sich daraus ableiten?“ Ehemals betreute und begleitete Minderjährige und (Stief)ElternTeile sollten rekonstruieren, was ihnen aus ihrer Perspektive geholfen hat, was für sie schwierig war und was sie empfehlen würden. Dabei waren ihre Erfahrungen im Rahmen der Fremdunterbringung, der sozialpädagogischen Elternarbeit, der verpflichtenden familientherapeutischen Begleitung und der Zusammenarbeit aller Beteiligten gefragt. Das erbrachte aus der Perspektive des Auftrag gebenden Einrichtungsleiters auch ungefragte Ergebnisse – die aber für die Weiterentwicklung sehr hilfreich waren.

Um die aufgeworfenen Fragen in ausreichender Breite und Tiefe und auch angesichts begrenzter Ressourcen zu beantworten, ist eine weitere zentrale Herausforderung von Praxisforschung die Verwendung angemessener Methoden. Die Frage der Angemessenheit stellt sich dabei in doppelter Hinsicht. Auf der einen Seite geht es darum, ob die Methoden angemessen in Bezug auf die Beantwortung der Fragen sind. In der SWG-Studie wurde diesbezüglich eine Methodenmix gewählt, der aus qualitativen leitfadengestützten Interviews in Kombination mit egozentrierten Netzwerkarten (Straus, 2002) und einer Freiwilligkeit-Zwangs-Skala, sowie aus quantitativer Akten- und Datenbankanalyse bestand. Auf der anderen Seite geht es um die Frage, inwieweit die Methoden und Instrumente in forschungsethischer Hinsicht angemessen sind. Interviews beispielsweise sind letztlich auch Interventionen. Fragen zu ehemals oder immer noch belastender Vergangenheit oder Gegenwart, wie es bei JugendwohlfahrtsadressatInnen der Fall ist, können starke Irritationen oder mehr auslösen. ForscherInnen machen sich aber nach der Erhebung rollenkonform vom „Forschungs-Acker“. Bei allem Erkenntnisinteresse ist deshalb eine zentrale Anforderung, das Gegenüber nicht nur als „Datenquelle anzuzapfen“, sondern als ForscherIn sowohl in der Vorbereitung wie in der Situation sensibel und flexibel in der Anwendung zu sein. Praxisforschung kann aber von Beginn an auch im Feld der MitarbeiterInnen Auswirkungen haben, was eine

Wahrnehmung von erwünschten und nicht intendierten Wirkungen erfordert.

Unterstützend dabei ist ein transparenter und nachvollziehbarer Forschungsprozess, im Zuge dessen beispielsweise MitarbeiterInnen Rückmeldungen zu Instrumenten, Fragen oder Themen geben. (Kelle/Erzberger, 2006, S. 295) Wesentlich ist eine Annäherung von ForscherInnen an die jeweiligen Theorien und Deutungsmuster, Berufswirklichkeiten und Kontexte von PraktikerInnen, sowie das Wissen um den Stand der wesentlichen empirischen Erkenntnisse. Gleichzeitig ist es PraktikerInnen über diese Auseinandersetzungen möglich, Einblick in die Logik und Deutungsmuster von Forschung zu gewinnen. (Hofer/Lienhart, 2011) Diese Rückkopplungsprozesse vor dem Hintergrund „kritischer Loyalität“ bedeuten nicht, die Qualitätsstandards wissenschaftlichen Arbeitens zu vernachlässigen oder ein „braves Repertoire von Beteiligungsworkshops ohne wirklich eigene Positionierung“ (Trede, 2009, S. 98). Vielmehr können sie in Anerkennung der unterschiedlichen Kompetenzen und Erfahrungen durchaus auch zu Spannungen führen, die es produktiv auszutragen oder auszuhalten gilt.

4. „Nein, das hat schon geholfen“ oder: Ergebnisverwertung zwischen Ansprüchen und Möglichkeiten

Der Abschluss von Praxisforschungsprojekten ist eine besonders sensible Phase. Geht es doch darum, nach „erfolgreich überstandenen“ Forschungsprozess, den Transfer der Ergebnisse so zu gestalten, dass diese nicht „in der Schublade verschwinden“. Dazu braucht es nicht nur eine entsprechende Qualität der Ergebnisse, sondern auch eine des Ergebnistransfers. Damit eröffnet sich ein weiteres Spannungsfeld: Es geht um eine notwendige Reduktion von Komplexität, ohne aber zu einer unergiebigen Verflachung zu kommen. Im Wissenschaftssystem gelten veröffentlichte Seitenzahlen als Erfolgskriterium, PraktikerInnen und EntscheidungsträgerInnen hingegen goutieren „überschaubare“ Berichte, die auf das

Wesentliche fokussieren. Gleichzeitig sollen Berichte den PraktikerInnen auch neue Inhalte, konkrete Überlegungen, Fragen oder Themen als Grundlagen zur Weiterentwicklung liefern. Nützliche, verwertbare Ergebnisse bedeuten aus der Perspektive von PraktikerInnen auch, diese in einer Sprache zu kommunizieren, die angesichts unterschiedlicher disziplinärer und theoretischer (Erfahrungs)Hintergründe verständlich und somit anschlussfähig ist. Um sich dieser „Quadratur des Kreises“ anzunähern, wurde beim SWG-Endbericht (Lienhart, 2011) ein „Baukastensystem“ gewählt. Der Ergebnisbericht hat „Umfang“, allerdings mit einem Aufbau der auch „InstantleserInnen“ bedienen soll.

Ausführungen, was Eltern und Jugendliche aus heutiger Sicht besonders positiv oder negativ beurteilen und welche Veränderungen sie beschreiben, lassen Ableitungen zu, was Familien in der Arbeit mit der SWG genützt und gestärkt hat. So ergeben sich aus den komplexen Prozessen der Zusammenarbeit von Eltern, Jugendlichen, Einrichtungsleitung, SozialpädagogInnen, TherapeutInnen und SozialarbeiterInnen plausible Hinweise zu neun wirkmächtigen Faktoren als verdichtete Ergebnisse:

- Familienorientierung: Eltern in ihrer Verantwortung wahrnehmen, belassen/reinholen, stärken – *„Ohne die Eltern geht nichts dort. Merkt, dass du nicht allein bist.“*
- Konkrete, gut erreichbare und verlässliche Vertrauensperson(en) nicht nur für Kinder, sondern auch für Eltern in der Einrichtung – *„Dass wer für mich da ist.“*
- Beteiligung bei wichtigen Entscheidungen und gemeinsame Zielorientierung; eine Erhöhung derselben gerade auch beim Arbeiten mit Aufträgen – *„Dass man zusammen draufhin arbeitet, dass die Fürsorge dann erlaubt, dass er wieder heim kann.“*
- Individuelle, differenzierte und verkontextualisierte Verstehens- und Hilfeprozesse für Familien und die fremduntergebrachten Minderjährigen – *„Jeder is anders, jeder hat eine andere Persönlichkeit und jeder macht was aus einem anderen Grund.“*
- Weiterentwicklung der Beziehung zwischen Eltern und Kindern, un-

abhängig von Rückführung oder längerfristig getrennten Lebensmittelpunkten – *„I hab sie gern, nur als Vorbilder eher nicht.“*

- Selbstwirksamkeitserfahrungen und (Rück)Gewinn an Autonomie von Minderjährigen und Eltern – *„I weiß heute, dass i stark bin.“*
- Konstruktive Konfliktbewältigung als zentrale Erfahrungs- und Lernfelder – *„Ohne Grund hau i keinen Kasten um.“*
- MitbewohnerInnen als Ressource und Belastung – *„Ohne die kannst in der WG sowieso gar nix.“*
- Lebensqualität in der Einrichtung mit Räumen zum Nachdenken und für Spaß – *„Das hat mir eigentlich sehr gefallen.“*

Darüber hinaus werden im Bericht auch die differenzierteren Ergebnisse der unterschiedlichen Unterstützungsprozesse – also von Fremdunterbringung, familientherapeutischer Begleitung, sozialpädagogischer Elternarbeit und Zusammenarbeit aller Beteiligten – dargestellt. Ziel dieser differenzierten Darstellung war es, den beteiligten Berufsgruppen in der SWG und anderen Interessierten vertiefende Ergebnisse zu den jeweiligen Prozessen zur Verfügung zu stellen.

Zu guter Letzt enthält der Bericht Empfehlungen der InterviewpartnerInnen, sowie die aus ForscherInnenperspektive abgeleiteten Themen, Fragen und Anregungen.

Welchen Vorteil bietet diese Aufbereitung? Bei allen Überlegungen zum Praxistransfer ist die Ergebnisverwertung von ForscherInnen nicht plan-, steuer- oder voraussagbar. Nicht die Praxisforschung verändert Praxis, vielmehr obliegt der Umgang mit dem Forschungsprozess und den Ergebnissen den PraktikerInnen, „die als autonome Subjekte daraus Impulse für Praxisentwicklung ziehen oder auch nicht.“ (Müller, 2009, S. 141) Für die Praxis beginnt somit nach Beendigung der Forschungsarbeit ein neuer (Arbeits)Prozess ihrer Weiterentwicklung und Konsolidierung. Die unterschiedlichen Differenzierungs- und Verdichtungsgrade sowie die weiterführenden Überlegungen schaffen die Basis für die Ergebnisanalyse und das Bearbeiten der Ergebnisse. Hier gilt

es für die PraktikerInnen, sich neben dem Alltagsgeschäft Zeiträume in Form von Klausuren und zusätzlichen Besprechungsmöglichkeiten zu schaffen – einer besseren Anschlussfähigkeit wegen idealerweise mit persönlichen Inputs der ForscherInnen. Es geht darum, die Ergebnisse zu interpretieren und mit den – inzwischen im Alltag möglicherweise veränderten – Herausforderungen und Prioritäten abzugleichen. Um von der Vielzahl von Rückmeldungen nicht überfordert zu werden ist es notwendig, die aktuell relevanten Themen herauszufiltern, Komplexität zu reduzieren und in überschaubaren Bereichen Veränderungsprozesse einzuleiten. Von den Anregungen und Impulsen der InterviewpartnerInnen und der ForscherInnen können Kernaufgaben abgeleitet werden, die in der realen Arbeit ausprobiert, überprüft und letztlich konzeptionell verbindlich gemacht werden. Gleichzeitig ist die Praxis, also die konkrete Einrichtung, nicht gänzlich frei bei der Verwertung der Ergebnisse. Als zentrale Faktoren bei gelingenden individuellen Unterstützungsprozessen in der SWG haben sich beispielsweise hohe Kompetenzen sowie theorie- und erfahrungsgelitetes Wissen von MitarbeiterInnen in Kombination mit deren verlässlichen, qualitätsvollen, professionellen Beziehungsangeboten herauskristallisiert. Gleichzeitig gilt gerade die Tätigkeit als Sozialpädagoge/in in Fremdunterbringungseinrichtungen vielfach als „kurzfristiger, weil unattraktiver Einstiegsjob“ für BerufsanfängerInnen unterschiedlichster Richtungen. Eine zentrale Herausforderung ist demnach, wie es angesichts der hochkomplexen Anforderungen an die MitarbeiterInnen gelingen kann, entsprechend professionelles Personal zu gewinnen, weiter zu entwickeln, zu halten und Kontinuität zu ermöglichen. Bei der Lösung dieser und anderer Fragen geht es einerseits um Veränderungsmöglichkeiten in der Einrichtung. Andererseits geht es auch um Kompetenzen und Einflussmöglichkeiten, Ressourcen und Rahmenbedingungen sowie Ansprüche der Systempartner wie Jugendwohlfahrt oder Träger. Es gibt Machtverhältnisse oder Systemzwänge und so werden manche Inhalte – obwohl als notwendig erkannt – kaum umsetzbar bleiben.

5. Fazit:

Praxisforschung scheint eine intermediäre Position zwischen klassisch-wissenschaftlicher Grundlagenforschung und der operativ-praktischen Sozialen Arbeit einzunehmen und kann damit eine wichtige Funktion im System der gesellschaftlichen Wissensproduktion erfüllen. Versteht man den wechselseitigen Transfer von Erkenntnissen als konstituierendes Verhältnis von Praxisforschung und Praxis, so ermöglicht gelingende Praxisforschung wie im konkreten Fall „gemeinsame Lernprozesse im Dialog zwischen ForscherInnen und PraktikerInnen, die sowohl zur Verbesserung sozialpädagogischer Praxis als auch zu neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen führen“. (Dickopf/Pies, 2004, S. 36f) Gleichzeitig leben wir in einer Zeit, in der Erkenntnisse und praktizierte Kultur von Gesellschaften so weit auseinanderliegen wie nie zuvor – mit teilweise existenzbedrohlichen Folgen für Menschen und Umwelt. So gibt es auch Widersprüche und Spannungsfelder zwischen Erkenntnissen aus der Forschung und gelebter Praxis in unserem Kontext – aber auch umgekehrt. Eingedenk dessen bleibt die Arbeit in familienstärkender Fremdunterbringung und in der Praxisforschung in Anlehnung an Trede „nicht nur hoch bedeutsam“, sondern „auch eine anspruchsvolle und spannende Tätigkeit.“ (2009, S. 98f)

Literatur:

Bitzan, M./Bolay, E./Thiersch, H. (Hrsg.) (2006): Die Stimme der Adressaten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen mit der Jugendhilfe, Juventa Verlag

Conen, M.-L./Cecchin, G. (2009): Wie kann ich Ihnen helfen, mich wieder loszuwerden? Therapie und Beratung mit unmotivierten Klienten und in Zwangskontexten, 2. Auflage, Carl-Auer Systeme Verlag

Dickopf, C./Pies S. (2004): Zwischen Erkenntnisgewinn und Praxisentwicklung? Merkmale und Spannungsfelder sozialpädagogischer Forschungsprojek-

te; in: Sozialpädagogische Forschungspraxis. Positionen, Projekte, Perspektiven, Juventa-Verlag, S. 29-37

Hofer, B./Lienhart, C. (2011): „Da nützt der beste Professor und Doktor nichts, wenn man kein Vertrauen hat“. Chancen und Risiken von Praxisforschung und ihre Parallelen zur psychosozialen Arbeit; in: Heimgartner, A./Loch, U./Sting, S. (Hrsg.): Empirische Forschung in der Sozialen Arbeit. Methoden und methodologische Herausforderungen, LIT Verlag (in Druck)

Kelle, U./Erzberger, C. (2006): Stärken und Probleme qualitativer Evaluationsstudien – ein empirisches Beispiel aus der Jugendhilfeforschung; in: Flick, U. (Hrsg.): Qualitative Evaluationsforschung. Konzepte – Methoden – Umsetzung, Rowohlt, S. 284-300

Kobi, S./Riedi, A. M. (2004): Herausforderungen der Evaluationsforschung im Bereich der Sozialen Arbeit; in: Zeitschrift Forschung & Wissenschaft Soziale Arbeit, (2), S. 4-27

Lienhart, C. (2011): Evaluationsforschungsprojekt Schülerwohnen Graz mit familientherapeutischer Begleitung. Ergebnisbericht, SPI Schriften

Moos, M./Schmutz, E. (2010): Heimerziehung als familienunterstützende Hilfe. Veränderungsorientierte Zusammenarbeit mit Eltern systematisch in den Regelstrukturen stationärer Hilfen verankern; in: Forum Erziehungshilfen, (5); S. 305-310

Oelerich, G./Schaarschuch, A. (2006): Zum Gebrauchswert Sozialer Arbeit. Konturen sozialpädagogischer Nutzerforschung; in: Bitzan, M./Bolay, E./Thiersch, H. (Hrsg.): Die Stimme der Adressaten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen mit der Jugendhilfe, Juventa Verlag, S. 185–214

Schrödter, Mark/Ziegler, Holger (2007): Was wirkt in der Kinder- und Jugendhilfe? Internationaler Überblick und Entwurf eines Indikatoren-systems von Verwirklichungschancen, Wirkungsorientierte Jugendhilfe Band 02, <http://www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de/>; Stand: 12.10.11

Straus, F. (2002): Netzwerkanalysen. Gemeindepsychologische Perspektiven

für Forschung und Praxis, Deutscher Universitäts-Verlag

Trede, W. (2009): Praxisforschung und ihre Bedeutung für die Praxisentwicklung. Sicht öffentlicher Träger; in: Maykus, S. (Hg.): Praxisforschung in der Kinder- und Jugendhilfe. Theorie, Praxisbeispiele und Entwicklungsoptionen eines Forschungsfeldes, VS Verlag, S. 89–100

Wolf, K. (2006): Wie wirken pädagogische Interventionen?; in: Jugendhilfe, 44 (6), S. 294-301

Wolf, K. (2007): Metaanalysen von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich von Wirkungen und „wirkmächtigen“ Faktoren aus Nutzersicht, Wirkungsorientierte Jugendhilfe Band 04, <http://www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de/>; Stand: 07.10.09

DSA Mag.^a Christina Lienhart: Akademie für Sozialarbeit, Studium der Erziehungswissenschaften und „Psychotherapeutisches Propädeutikum“ in Innsbruck. Als Sozialarbeiterin tätig in der offenen Jugendarbeit, der ambulanten Familienarbeit sowie an der Kinder- und Jugendpsychiatrie Innsbruck. Seit 2002 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Sozialpädagogischen Institut (SPI) des Fachbereiches Pädagogik von SOS-Kinderdorf Österreich (www.spi.sos-kinderdorf.at). Forschungsschwerpunkt: qualitative Praxisforschung im Bereich Jugendwohlfahrt.

Mag. Leo Auer: Lehramtsstudium für Leibeserziehung und Geographie in Graz, Tierschutzlehrer an sämtlichen Schultypen in Kärnten, Erziehungshilfe bei AVS in Kärnten, Sozialpädagoge im Landesjugendheim Kärnten, systemische Weiterbildungen, seit 2000 Sozialpädagoge und seit 2005 Leitung der beauftragenden Wohngemeinschaft in Graz.